

CHARLES CUMMING
Die Tunis Affäre



GOLDMANN

Lesen erleben

Buch

Seit Tagen fehlt von Amelia Levene jede Spur. Ihr Verschwinden löst hinter den Kulissen des britischen Auslandsgeheimdienstes die größte Krise der jüngsten Vergangenheit aus. Denn in wenigen Wochen sollte Amelia ihre Stelle als erste weibliche Chefin des MI6 antreten. Für Thomas Kell jedoch wird der Fall zur Chance. Der wegen Fehlverhaltens entlassene Agent wird von seinen einstigen Vorgesetzten mit der Suche nach Amelia beauftragt. Sie führt Kell von Paris nach Tunis, wo er einem Geheimnis aus Amelias Vergangenheit auf die Spur kommt, das Großbritanniens Sicherheit akut gefährdet und für ihn selbst zur tödlichen Bedrohung wird. Und nicht nur für ihn. Mit einer Handvoll »freischaffender« Experten versucht er, seine Gegner auszuschalten und Amelia vor einer Katastrophe zu bewahren ...

Weitere Informationen zu Charles Cumming
sowie zu lieferbaren Titeln des Autors
finden Sie am Ende des Buches.

Charles Cumming

Die
Tunis Affäre

Thriller

Aus dem Englischen
von Walter Ahlers

GOLDMANN

Die Originalausgabe erschien 2012 unter dem Titel
»A Foreign Country« bei HarperCollins,
HarperCollinsPublishers, London

 Dieses Buch ist auch als E-Book erhältlich.



Verlagsgruppe Random House FSC® N001967
Das FSC®-zertifizierte Papier *München Super* für dieses Buch
liefert Arctic Paper Mochenwangen GmbH.

1. Auflage
Deutsche Erstveröffentlichung April 2014
Copyright © der Originalausgabe 2012 by Charles Cumming
Copyright © der deutschsprachigen Ausgabe 2014
by Wilhelm Goldmann Verlag, München,
in der Verlagsgruppe Random House GmbH
Umschlaggestaltung: UNO Werbeagentur, München
Umschlagmotiv: Allan Baxter / getty images; FinePic®, München
Redaktion: Martina Klüver
AB · Herstellung: Str.
Satz: Buch-Werkstatt GmbH, Bad Aibling
Druck und Bindung: GGP Media GmbH, Pöfneck
Printed in Germany
ISBN: 978-3-442-47830-9
www.goldmann-verlag.de

Besuchen Sie den Goldmann Verlag im Netz



Für Carolyn Hanbury

»Es gibt nur eine Sache, die Sie wissen müssen,
bevor Sie den Job übernehmen ... Wenn Sie Ihre Sache
gut machen, wird man es Ihnen nicht danken,
und wenn Sie in Schwierigkeiten kommen,
wird Ihnen niemand helfen.
Sind Sie damit einverstanden?«

»Absolut.«

»Dann wünsche ich Ihnen einen guten Tag.«

W. Somerset Maugham, *Ashenden*

»Die Vergangenheit ist ein fremdes Land:
Dort geht es völlig anders zu.«

L. P. Hartley, *The Go-Between*

TUNESIEN, 1978

1

Der Ruf des Muezzins und seine weinenden Kinder holten Jean-Marc Daumal aus dem Schlaf. Es war kurz nach sieben an einem schwülen tunesischen Morgen. Einen Moment lang, während sich seine Augen an das Sonnenlicht gewöhnten, war ihm das Elend seiner Lage noch nicht bewusst, dann traf ihn die Erinnerung wie plötzliche Atemnot. Er hätte beinahe aufgeschrien vor Verzweiflung, starrte hinauf an die rissige, weißgetünchte Decke – ein verheirateter Mann von einundvierzig Jahren, dem man das Herz gebrochen hatte.

Seit sechs Tagen war Amelia Weldon fort. Gegangen ohne Vorwarnung, ohne Not, ohne eine Nachricht zu hinterlassen. Sie hatte sich abends noch um seine Kinder gekümmert – ihnen das Essen gemacht, die Gute-Nacht-Geschichte vorgelesen – und sich danach in Luft aufgelöst. Am frühen Samstagmorgen hatte Jean-Marc's Frau Celine das Zimmer des Au-pair-Mädchens leer vorgefunden, Amelias Koffer standen nicht mehr im Schrank, ihre Fotos und Poster waren von den Wänden genommen worden. Der Familiensafe im Wirtschaftsraum war verschlossen, aber Amelias Reisepass und die Halskette, die sie dort verwahrt hatte, lagen nicht mehr drin. Am Port de la Goulette wusste niemand von einer zwanzigjährigen Britin, die an Bord einer Fähre nach Europa gegangen war, und der Name »Amelia Weldon« stand auch auf keiner der Passagierlisten der Flugzeuge, die von Tunis abgeflogen waren. In keinem Hotel, keiner Pension war ein Gast unter diesem Na-

men registriert, und von den jugendlich frischen Studenten und Ausländern, mit denen sie verkehrt hatte, wusste anscheinend auch keiner, wo sie sich aufhielt. Jean-Marc hatte sich in der britischen Botschaft als besorgter Arbeitgeber ausgegeben und nachgefragt, ein Telex an die Pariser Agentur geschickt, die ihm Amelia vermittelt hatte, und ihren Bruder in Oxford angerufen. Niemand, so schien es, konnte das Rätsel ihres Verschwindens lösen. Jean-Marc blieb als einziger Trost die Tatsache, dass in keinem Hinterhof in Tunis oder Karthago ihre Leiche gefunden worden war und sie nicht mit einer schweren Krankheit, die sie ihm womöglich für immer genommen hätte, in ein Krankenhaus eingeliefert worden war. Was nichts daran änderte, dass er sich mutterseelenallein fühlte. Die Frau, die ihn in den Genuss der köstlichen Qualen der Liebe hatte kommen lassen, war so vollständig verschwunden wie ein Echo in der Nacht.

Die Kinder hörten nicht auf zu weinen. Jean-Marc schlug das weiße Laken zurück, setzte sich im Bett auf und massierte sich eine schmerzende Stelle im Kreuz. Er hörte Celines Stimme: »Zum letzten Mal, Thibaud, *keine* Comics, bevor du dein Frühstück aufgegessen hast«, und musste sich zusammennehmen, um nicht wütend aus dem Bett zu springen, in die Küche zu stürmen und seinem Sohn den Hintern unter dem dünnen Stoff seines Asterix-Pyjamas zu versohlen. Stattdessen trank Daumal einen Schluck aus dem halbleeren Wasserglas auf seinem Nachttisch, zog die Vorhänge zurück, trat hinaus auf den Balkon in der ersten Etage und blickte hinaus über die Dächer von La Marsa. Ein Tanker, zwei Tagesreisen vor Suez, fuhr von Westen nach Osten über den Horizont. Hatte Amelia das Land vielleicht auf einer Jacht verlassen? Draußen in Hammamet hatte Guttmann so ein Schiff liegen, ein reicher amerikanischer Jude mit Kontakten und Privilegi-

en, dem Verbindungen zum Mossad nachgesagt wurden. Daumal war nicht entgangen, mit was für Blicken der Kerl Amelia angesehen hatte; ein Mann, der alles im Leben haben konnte, hatte ein Auge auf Amelia geworfen. Aber hatte Guttmann sie ihm weggenommen? Außer der Furcht, Hörner aufgesetzt zu bekommen, sprach nichts für solch einen Verdacht. Dumpf von viel zu wenig Schlaf ließ Daumal sich auf einem Plastikstuhl auf dem Balkon nieder. Aus dem Nachbargarten wehte der Duft nach frisch gebackenem Brot zu ihm herauf. Zwei Meter entfernt, nahe am Fenster, lag ein halbvolles Päckchen Mars Légère; er zündete sich mit ruhiger Hand eine an, der erste Lungenzug löste einen Hustenanfall aus.

Schritte im Schlafzimmer. Die Kinder hatten aufgehört zu weinen. Celine erschien an der Balkontür und sagte in einem Tonfall, der sein Herz noch fester vor ihr verschloss: »Du bist wach?« Seine Frau gab ihm die Schuld an dem, was geschehen war. Aber die Wahrheit kannte sie nicht, sonst hätte sie ihn womöglich noch getröstet. Schließlich war ihr eigener Vater während seiner Ehe mit Dutzenden von Frauen ins Bett gestiegen. Warum hatte Celine Amelia nicht einfach rausgeworfen? Das hätte ihm immerhin diesen Schmerz erspart. Als hätte sie Amelia nur im Haus behalten, um ihn zu quälen.

»Wie du siehst«, erwiderte er, doch Celine war längst weg, hatte sich ins Badezimmer eingeschlossen, schrubbte sich wie jeden Morgen unter der kalten Dusche ihren vom Gebären verformten Körper, den er inzwischen abstoßend fand. Jean-Marc drückte seine Zigarette aus, ging zurück ins Schlafzimmer, fand seinen Morgenmantel achtlos auf den Boden geworfen und ging nach unten in die Küche.

Fatima, eines der beiden Hausmädchen, dem Domizil der Daumals von ihren französischen Arbeitgebern als eine Art Auslandszulage zur Verfügung gestellt, zog gerade ihre Schür-

ze an. Jean-Marc behandelte sie wie Luft. Er nahm die Espressokanne vom Herd, um sich einen Milchkaffee zu machen. Im Nebenzimmer gackerten Thibaud und Lola, doch er mochte sie jetzt nicht sehen. Stattdessen setzte er sich, nachdem er die Tür geschlossen hatte, in sein Arbeitszimmer, nippete am Kaffeebecher. Jedes Zimmer, jeder Geruch hier drinnen, jeder Winkel der Villa erinnerte ihn an Amelia. Im Arbeitszimmer hatten sie sich zum ersten Mal geküsst. Und unter den Oleandersträuchern am Ende des Gartens, die er jetzt durch das Fenster sehen konnte, hatten sie sich zum ersten Mal geliebt, mitten in der Nacht, während Celine ahnungslos in tiefem Schlaf lag. Später hatte Jean-Marc haarsträubende Risiken in Kauf genommen, sich nachts um zwei oder drei aus seinem Schlafzimmer geschlichen, um bei Amelia sein, sie in die Arme nehmen, sie verschlingen, berühren, ihren Körper streicheln zu können, von dem er so berauscht war, dass die Erinnerung daran ihn jetzt noch zum Lächeln brachte. Immer wenn er sich bei solchen Gedanken erwischte, wusste er, was für ein romantischer, wehleidiger Vollidiot er doch war. Wie oft war er kurz davor gewesen, Celine die Affäre in allen Einzelheiten zu beichten: ihr von den Hotelzimmern zu erzählen, die er und Amelia in Tunis gemietet hatten, den fünf gemeinsam verbrachten Apriltagen in Sfax, während seine Frau mit den Kindern in Beaune war. Jean-Marc wusste, hatte immer gewusst, dass es ihm Spaß machte, Celine zu betrügen; es war eine Art Rache für das lange Schweigen, die viele Langeweile in ihrer Ehe. Die Lügen hielten ihn wach. Amelia hatte das verstanden. Vielleicht hatte der ihnen gemeinsame Hang zur Täuschung sie zusammengehalten. Er war manches Mal verblüfft über ihre Fähigkeit gewesen, ihr Treiben zu vertuschen, ihre Spuren so geschickt zu verwischen, dass Celine nicht einmal ein Verdacht gekommen war. Und dann diese skrupellosen Lügen

beim Frühstück – »Aber ja, danke, Madame, ich habe *sehr* gut geschlafen« –, gepaart mit einer ostentativen Gleichgültigkeit Jean-Marc gegenüber, wann immer Celine in der Nähe war. Es war Amelias Idee gewesen, die Hotelzimmer bar zu bezahlen, damit auf seinen Bankauszügen keine verdächtigen Transaktionen erschienen. Amelia hatte kein Parfüm mehr aufgelegt, damit er den Duft nach Hermès Calèche nicht mit ins Ehebett trug. Jean-Marc zweifelte nicht, dass diese Heimlichkeiten ihr einen Riesenspaß gemacht hatten.

Das Telefon klingelte. Das war ungewöhnlich für die frühe Stunde. Jean-Marc, überzeugt, dass Amelia ihn zu erreichen versuchte, meldete sich in verzweifelter Hoffnung: »Oui?«

Eine Frau antwortete mit amerikanischem Akzent: »John Mark?«

Guttmanns Frau. Ostküsten-Geldadel, der Vater Senator, ein Familienvermögen, dem noch der Geruch der Mayflower anhaftete.

»Joan?«

»Ja. Störe ich?«

Es war nicht der Augenblick, sich über ihre unbekümmerte Art zu ärgern, dass sämtliche Gespräche auf Englisch stattzufinden hatten. Weder Joan noch ihr Ehemann hatten sich je bemüßigt gefühlt, sich auch nur die Grundbegriffe des Französischen anzueignen.

»Nein, durchaus nicht. Ich wollte gerade zur Arbeit aufbrechen.« Er vermutete, dass Joan sich mit seiner Frau zu einem Tag am Strand mit den Kindern verabreden wollte. »Sie wollen Celine sprechen?«

Eine Pause. Etwas von der gewohnten Lebhaftigkeit war aus Joans Stimme gewichen. Ihr Ton war jetzt sachlich, beinahe ominös.

»Nein, Jean Mark, eigentlich wollte ich mit Ihnen sprechen.«

»Mit *mir*?«

»Wegen Amelia.«

Joan wusste Bescheid. Sie hatte Wind von der Affäre bekommen. Würde sie ihn verraten?

»Was ist mit ihr?« Sein Ton war jetzt feindselig.

»Sie hat mich gebeten, Ihnen etwas auszurichten.«

»Sie haben mit ihr *gesprachen*?«

Es war fast so, als hätte er von einem tot geglaubten Verwandten erfahren, dass er am Leben und wohlauf war. Jetzt wusste er, dass sie zu ihm zurückkommen würde.

»Ja«, antwortete Joan. »Sie macht sich Sorgen um Sie.«

Daumal wollte sich auf diese Worte stürzen wie ein Hund auf einen Rindsknochen, aber er durfte sich nicht verraten.

»Ja, sicher, Celine und die Kinder sind auch in großer Sorge. Eben war Amelia noch hier bei ihnen, und plötzlich nicht mehr ...«

»Nein. Nicht Celine. Nicht die Kinder. Um *Sie* macht sie sich Sorgen.«

Plötzlich fühlte er sich jeglicher Hoffnung beraubt, als hätte ein Windstoß die Tür zugeschlagen.

»Um *mich*? Das verstehe ich nicht.«

Die nächste vorsichtige Pause. Joan und Amelia standen sich nahe. Während Guttmann sie mit Charme und Geld betört hatte, war Joan ihr eine ältere Schwester gewesen, ein Vorbild an Eleganz und Kultiviertheit, dem Amelia eines Tages vielleicht nacheifern würde.

»Doch, John Mark, Sie verstehen mich ganz genau.«

Das Spiel war aus. Die Affäre war aufgefliegen. Alle Welt wusste, dass Jean-Marc Daumal sich rettungslos in ein zwanzigjähriges Au-pair-Mädchen verliebt und zur Lachnummer gemacht hatte.

»Ich wollte Sie erwischen, bevor Sie zur Arbeit gehen. Um

Ihnen zu versichern, dass niemand von der Sache weiß. Ich habe nicht mit Paul gesprochen, und ich werde auch Celine nichts davon sagen.«

»Ich danke Ihnen«, antwortete Jean-Marc mit leiser Stimme.

»Amelia hat Tunesien verlassen. Letzte Nacht, genau gesagt. Sie geht eine Zeitlang auf Reisen und hat mich gebeten, Ihnen zu sagen, wie leid es ihr tut, dass alles so gekommen ist. Es war nie ihre Absicht, Ihnen oder Ihrer Familie wehzutun. Und dass sie Sie sehr, sehr gern hat, soll ich Ihnen auch noch sagen. Aber es ist ihr eben alles zu viel geworden, verstehen Sie? Ihre Gefühle waren sehr durcheinander. Verstehen Sie, was ich sagen will, John Mark?«

»Ja, das verstehe ich.«

»Sagen Sie Celine doch einfach, Amelia hätte Sie vom Flughafen aus angerufen. Und sagen Sie Ihren Kindern, dass sie nicht mehr wiederkommen wird.«

»Das werde ich tun.«

»Ich glaube, so ist es am besten, meinen Sie nicht auch? Sie sollten versuchen, Amelia zu vergessen.«

HEUTE

2

Philippe und Jeannine Malot, wohnhaft in Paris, Rue Pelleport 79, hatten ihren Traumurlaub in Ägypten über ein Jahr lang geplant. Philippe, kürzlich in den Ruhestand getreten, hatte eine Reisekasse von dreitausend Euro abgezweigt und eine Fluglinie gefunden, die sie – wenn auch am frühen Morgen um kurz nach sechs – für weniger Geld nach Kairo und zurück brachte, als ein Taxifahrer für die Hin- und Rückfahrt zum Flughafen Charles de Gaulle verlangte. Sie hatten sich aus dem Internet die günstigsten Hotels in Kairo und Luxor herausgesucht und sich obendrein noch einen Seniorenrabatt in einer Luxusherberge in Scharm El-Scheich sichern können, wo sie die letzten fünf Tage der Reise verbringen wollten.

An einem schwülen Sommernachmittag trafen die Malots in Kairo ein, und kaum hatten sie die Hotelzimmertür hinter sich zugezogen, schliefen sie miteinander. Erst dann machte Jeannine sich ans Auspacken, während Philippe im Bett blieb und Machfus' *Echnaton* weiterlas, einen Roman, der ihn nicht einmal sonderlich berührte. Nach einem kurzen Spaziergang durch das Viertel aßen sie in einem der drei Restaurants des Hotels zu Abend und schliefen kurz vor Mitternacht beim gedämpften Kairoer Verkehrslärm ein.

Es folgten drei vergnügliche, wenngleich anstrengende Tage. Trotz ihrer leichten Magenbeschwerden schaffte es Jeannine, fünf Stunden lang mit offenen Augen durch das Ägyptische Museum zu gehen, und fühlte sich angesichts der Schätze des

Tutanchamun »von Ehrfurcht ergriffen«. Am zweiten Tag ihrer Reise nahmen die Malots gleich nach dem Frühstück ein Taxi und wunderten sich – wie die meisten Besucher –, dass die Pyramiden gleich hinter der Stadtgrenze in die Höhe ragten, nur wenige hundert Meter entfernt von einer unscheinbaren Wohnsiedlung. Verfolgt von Souvenirverkäufern und unqualifizierten Touristenführern absolvierten sie die Runde durch das Areal in zwei Stunden und baten einen deutschen Touristen mit kahl rasiertem Schädel, sie vor der Sphinx zu fotografieren. Jeannine wollte unbedingt in die Cheops-Pyramide, aber sie musste allein hinein, weil Philippe unter leichter Klaustrophobie litt und von einem Kollegen gewarnt worden war, das Innere der Pyramide sei überfüllt und stickig heiß. In der Euphorie des Gefühls, endlich etwas gesehen zu haben, das sie seit der Kindheit faszinierte, zahlte Jeannine einem Ägypter den Gegenwert von fünfzehn Euro für einen kurzen Ritt auf einem Kamel, das die ganze Zeit über grunzte und stark nach Diesel roch. Beim Mittagessen am folgenden Tag löschte sie das Foto ihres Mannes auf dem Kamel versehentlich bei dem Versuch, die Aufnahmen auf der Digitalkamera zu ordnen.

Auf Empfehlung eines französischen Lifestyle-Magazins waren sie mit dem Nachtzug nach Luxor gefahren und hatten im Winter Palace ein Zimmer genommen, wenn auch im Pavillon, einem Vier-Sterne-Anbau an das originale Kolonialhotel. Ein rühriges Tourismusunternehmen bot Eselsritte zum Tal der Könige an, zu dem man um sechs Uhr morgens von Luxor aus aufbrach. Die Malots hatten sich rechtzeitig einen Platz gesichert und wurden kurz nach sechs Zeugen eines dramatischen Sonnenaufgangs über dem Tempel der Hatschepsut. Anschließend verbrachten sie nach übereinstimmender Einschätzung den schönsten Tag ihres Urlaubs mit Abstechern

zu den Tempeln in Dendera und Abydos. An ihrem letzten Nachmittag in Luxor ließen sich Philippe und Jeannine mit dem Taxi zum Tempel von Karnak bringen und blieben bis zum Abend, um sich die berühmte Ton- und Lichtshow anzusehen, bei der Philippe schon nach zehn Minuten sanft einschlummerte.

Dienstag trafen sie in Scharm El-Scheich auf der Halbinsel Sinai ein. Ihr Hotel verfügte über drei Swimmingpools, einen Friseursalon, zwei Cocktailbars, neun Tennisplätze und ausreichend Sicherheitspersonal, um eine Armee islamistischer Fanatiker abzuschrecken. Am ersten Abend wollten die Malots einen kurzen Spaziergang am Strand machen. Obwohl ihr Hotel ausgebucht war, waren im Mondlicht keine anderen Touristen zu sehen, als sie von der betonierte Promenade, die um das Hotelgelände herumführte, auf den noch warmen Sand traten.

Später ermittelte man, dass sie von mindestens drei mit Metallstangen und Messern bewaffneten Männern angegriffen worden waren. Jeannines Halskette war abgerissen, die Perlen über den Sand verstreut worden, den goldenen Ehering hatten sie ihr von der Hand gezogen. Philippe hatte man eine Drahtschlinge um den Hals gelegt und ihn mit einem Ruck nach hinten gezogen, während ein zweiter Angreifer ihm die Kehle durchgeschnitten und mehrfach in Brust und Beine gestochen hatte. Er war innerhalb weniger Minuten verblutet. Jeannine war ein abgerissenes Stück Leintuch in den Mund gestopft worden, um ihre Schreie zu ersticken. Auch ihr war die Kehle durchgeschnitten worden, ihre Arme waren stark verschrämmt, Unterleib und Hüften hatten die Täter mit Eisenstangen traktiert.

Ein junges kanadisches Ehepaar, das in einem benachbarten Hotel die Hochzeitsreise verlebte, hörte den Tumult und Ma-

dame Malots unterdrückte Schreie, aber was genau passierte, konnten sie im Licht des abnehmenden Mondes nicht erkennen. Als sie an den Tatort kamen, waren die Männer, die das ältere französische Ehepaar angegriffen und ermordet hatten, längst in der Nacht verschwunden und hatten ein Szenario des Schreckens zurückgelassen, das die ägyptischen Behörden umgehend als einen zufälligen, von Außenseitern begangenen Gewaltakt bezeichneten, der sich mit »hoher Wahrscheinlichkeit« nicht wiederholen würde.

3

Jemanden von der Straße zu holen sei nicht schwerer, als sich eine Zigarette anzuzünden, hatten sie ihm gesagt, und Akim Errachidi spürte, während er im Lieferwagen wartete, dass es ihm am nötigen Mut nicht fehlte.

Es war an einem Montagabend Ende Juli. Die Zielperson hatte einen Codenamen bekommen – HOLST –, und seit vierzehn Tagen wurde jeder seiner Schritte überwacht. Telefon, E-Mail, Schlafzimmer, Auto: Rund um die Uhr hatte das Überwachungsteam Informationen geliefert, die Akim an die verantwortlichen Leute weitergeben musste – sie arbeiteten gründlich und zielgerichtet, jede Einzelheit wurde ins Kalkül einbezogen. Er hatte es jetzt mit Profis zu tun, und den Unterschied konnte man merken.

Neben ihm auf dem Fahrersitz des Lieferwagens klopfte Slimane Nassah mit den Fingern den Takt eines R-&-B-Songs auf RFM und schilderte in plastischen Details, was er gerne mit Beyoncé Knowles anstellen würde.

»Was für ein Arsch, Mann. Herr, gib mir fünf Minuten mit diesem herrlichen Arsch.« Mit den Händen formte er die Kon-

turen des ersehnten Körperteils und senkte es pantomimisch auf seinen Schoß herunter. Akim lachte.

»Stell den Scheiß ab«, sagte der Chef, duckte sich hinter der Seitentür, bereit zum Sprung. Slimane schaltete das Radio aus. »HOLST in Sicht. Dreißig Sekunden.«

Alles lief wie vorhergesagt. Die dunkle Straße, eine beliebte Abkürzung, fast ganz Paris im Bett. Akim sah die Zielperson auf der anderen Straßenseite. Kurz vor einem Briefkasten schickte sie sich an, die Straße zu überqueren.

»Zehn Sekunden.« Der Chef in Höchstform. »Und nicht vergessen: Keinem wird ein Haar gekrümmt.«

Akim wusste, dass es darauf ankam, sich möglichst schnell, mit einem Minimum an Geräuschen zu bewegen. Im Kino sah man immer das Gegenteil: mit Adrenalin vollgepumpte Einsatzkommandos, die laut brüllend durch Wände brechen und Blendgranaten werfen, Sturmgewehre im Anschlag. Wir nicht, sagte der Chef. Wir machen es auf die leise, glatte Tour. Wir stoßen die Tür auf, überraschen HOLST von hinten, und niemand kriegt etwas mit.

»Fünf Sekunden.«

Über Funk hörte Akim die Stimme der Frau: »Luft ist rein.« In Sichtweite des Lieferwagens waren keine Passanten.

»Okay. Zugriff.«

Der Einsatz lief mit nahezu choreographischer Eleganz ab. Als HOLST an Akims Tür vorüberschlenderte, passierten drei Dinge gleichzeitig: Slimane startete den Motor, Akim glitt hinaus auf die Straße, der Chef zog die Seitentür des Lieferwagens auf. Nichts deutete darauf hin, dass die Zielperson wusste, was ihr geschah. Akim legte HOLST den linken Arm um den Hals, verschloss den offenen Mund mit der Hand und hob den Körper mit dem rechten Arm in den Lieferwagen. Der Chef besorgte den Rest, packte ihn an den Beinen und zog ihn hinein.

Akim rutschte ihm nach, zog die Tür zu, wie sie es ein Dutzend Mal geprobt hatten. Sie stießen den Gefangenen auf den Boden. Der Chef sagte ruhig und gelassen wie ein Fahrkartenverkäufer hinter dem Schalter: »Abfahrt.« Slimane lenkte den Lieferwagen auf die Straße.

Die ganze Aktion hatte keine zwanzig Sekunden gedauert.

4

Thomas Kell erwachte in einem fremden Bett, in einem fremden Haus in einer Stadt, die ihm alles andere als fremd war. Es war kurz nach elf an einem Augustvormittag, dem achten Monat seit seinem erzwungenen Austritt aus dem MI6. Er war zweiundvierzig, lebte mit seiner ein Jahr älteren Frau in Scheidung und hatte einen Kater, der in Ausmaß und Intensität der Jackson-Pollock-Reproduktion an der Wand des Schlafzimmers, in dem er genächtigt hatte, durchaus vergleichbar war.

Aber wo zum Teufel war er? Kell hatte vage Erinnerungen an einen vierzigsten Geburtstag, ein überfülltes Taxi zu einer Bar in der Dean Street und an einen Nachtclub in Hackney – und danach war alles schwarz.

Er schlug die Daunendecke zur Seite. Er hatte in den Klammern geschlafen. In einer Ecke des Zimmers stapelten sich Spielsachen und Magazine. Er kletterte aus dem Bett, hielt vergeblich Ausschau nach einem Glas Wasser und zog die Vorhänge auf. Sein Mund war ausgetrocknet, der Kopf gespannt wie eine Komresse, als er versuchte, sich an das Tageslicht zu gewöhnen.

Der Morgen war grau, konturlos und feucht. Offenbar befand er sich im ersten Stock einer Doppelhaushälfte in einer ruhigen Wohnstraße in unbekannter Gegend. In der Auf-

fahrt stand ein kleines rosa Fahrrad, das mit einem schwarzen Kabelschloss vom Durchmesser einer ausgewachsenen Python gesichert war. Ein Stück weiter oben in der Straße versuchte sich ein Führerscheinaspirant in einem Auto von »Jackie's Fahrschule« an einem Wendemanöver. Kell schloss den Vorhang und lauschte auf Anzeichen von Leben im Haus. Langsam, wie bei einer halb erinnerten Anekdote, sammelten sich Bruchstücke des gestrigen Abends in seinem Bewusstsein. Er sah mit Absinth- und Tequilagläsern voll beladene Tablett, Tänzer in einem niedrigen Kellerraum. Er hatte eine Gruppe tschechischer Auslandsstudenten kennengelernt und intensive Gespräche über *Mad Men* und Don Draper geführt. Kell meinte sich an einen Riesen namens Zoltan zu erinnern, mit dem er sich ein Taxi geteilt hatte. In seiner Jugend waren alkoholbedingte Blackouts keine Seltenheit gewesen, aber so etwas war ihm seit vielen Jahren nicht mehr passiert. Zwanzig Jahre in der Welt der Spione hatten ihn gelehrt, dass es von Vorteil sein kann, als Letzter auf den Beinen zu sein.

Kell sah sich nach seiner Hose um, als sein Handy klingelte. Eine unterdrückte Nummer.

»Tom?«

Durch den Nebel des Restalkohols klang die Stimme zuerst fremd. Dann erkannte er sie am Tonfall.

»Jimmy? Mann!«

Jimmy Marquand war ein früherer Kollege Kells, der es inzwischen zu einem der Hohepriester des MI6 gebracht hatte. Ihm hatte Kell bei seinem Abschied aus Vauxhall Cross an einem frischen Dezembermorgen vor acht Monaten als Letztem die Hand geschüttelt.

»Wir haben ein Problem.«

»Kein Smalltalk?«, fragte Kell. »Du willst gar nicht wissen, wie es mir so in meinem neuen Leben geht?«

»Etwas Ernstes, Tom. Ich bin fast einen Kilometer zu einer Telefonzelle in der Lambeth Road gelatscht, damit keiner mithören kann. Du musst mir helfen.«

»Persönlich oder beruflich?« Kell fand seine Hose unter einer Decke auf der Rückenlehne eines Sessels.

»Uns ist der Häuptling abhandengekommen.«

Das saß. Kell blieb stehen, stützte sich an der Wand ab, mit einem Schlag stocknüchtern und glasklar im Kopf.

»Was sagst du?«

»Verschwunden. Vor fünf Tagen. Niemand hat eine brauchbare Erklärung, wo sie steckt oder was ihr passiert sein könnte.«

»Sie?« Die Anti-Rimington-Fraktion innerhalb des MI6 wehrte sich seit Jahr und Tag mit Händen und Füßen gegen die leisesten Gedankenspiele über einen weiblichen Chef. Kaum vorstellbar, dass der Männerclub in Vauxhall Cross es zugelassen haben sollte, dass eine Frau den renommiertesten Posten im britischen Geheimdienst bekam. »Wie konnte das passieren?«

»Es gibt vieles, das du noch nicht weißt«, antwortete Marquand. »Vieles hat sich verändert. Hier am Telefon kann ich nicht darüber reden.«

Warum reden wir dann überhaupt, dachte Kell. Die wollen doch wohl nicht, dass ich zurückkomme, nach allem, was passiert ist? Sind Kabul und Yassin einfach unter den Teppich gekehrt worden? »Ich arbeite nicht unter George Truscott«, sagte er und ersparte es Marquand, ihm diese Frage zu stellen. »Solange Haynes das Ruder in der Hand hat, seht ihr mich nicht wieder.«

»Nur für diese Sache«, erwiderte Marquand.

»Für nichts in der Welt.«

Es war fast die Wahrheit. Dann hörte Kell sich sagen: »Ich

finde langsam Gefallen am Däumchendrehen.« Eine glatte Lüge. Am anderen Ende der Leitung war ein Geräusch zu hören gewesen. Möglicherweise handelte es sich um das Verpuffen von Marquands Hoffnungen.

»Tom, es ist wichtig. Wir brauchen dich, jemanden, der alle Schliche kennt. Du bist der Einzige, zu dem wir Vertrauen haben können.«

Wen meinte er mit »wir«? Die Hohepriester? Die Männer, die ihn wegen Kabul rausgeworfen hatten? Die Männer, die ihn, ohne mit der Wimper zu zucken, den öffentlichen Anklägern zum Fraß vorgeworfen hätten?

»Vertrauen?« erwiderte er, während er in den ersten Schuh schlüpfte.

»Vertrauen«, sagte Marquand. Es klang so, als meinte er es ernst.

Kell ging wieder zum Fenster, warf einen Blick auf das rosa Fahrrad und einen auf Jackies Fahrschüler, der sich durch die Gänge würgte. Was der Tag wohl noch so für ihn auf Lager hatte? Aspirin? Das Tagesprogramm in der Glotze? Bloody Marys im Greyhound Inn gegen den Nachdurst? Er drehte jetzt seit acht Monaten Däumchen, das war die Wahrheit seines neuen Lebens. Seit acht Monaten guckte er die Vormittagsfilme auf TCM und versoff seine Abfindung im Pub. Seit acht Monaten bemühte er sich, eine Ehe zu retten, die nicht mehr zu retten war.

»Es muss doch noch jemand anderen für den Job geben«, sagte er. Und hoffte dabei, dass es niemand anderen gab, dass sie ihn zurück ins Spiel holten.

»Der neue Chef ist nicht irgendwer«, sagte Marquand. »Amelia Levene hat das Rennen gemacht. In sechs Wochen soll sie den Laden übernehmen.« Marquand hatte sein Ass ausgespielt. Kell ließ sich auf das Bett sinken und kippte sacht

nach vorne. Dass Amelia mit im Spiel war, änderte alles. »Darum kannst nur du es machen, Tom. Darum brauchen wir dich, um sie zu finden. Du weißt als Einziger, wie sie tickt.« Für den Fall, dass Kell doch noch schwankte, versüßte er die Pille: »Und mal ehrlich, genau darauf hast du doch gewartet, oder nicht? Auf die zweite Chance. Erledige die Sache, und die Akte Yassin wird geschlossen. Finde sie, und wir holen dich zurück aus der Kälte.«

5

Ein sudanesischer Taxifahrer ohne Lizenz brachte Kell in sein möbliertes Junggesellenzimmer. Auf dem Armaturenbrett seines schrottreifen Fiat Punto hatte er eine Packung Hustenpastillen und einen abgegriffenen Koran liegen. Als sie von dem Haus losfuhren – es gehörte tatsächlich einem geselligen, fitnesssüchtigen Polen namens Zoltan, mit dem sich Kell eine trunkene Taxifahrt von Hackney geteilt hatte –, erkannte er die heruntergekommenen Straßen wieder. Er war in Finsbury Park. Vor langer Zeit hatte er hier einmal gemeinsam mit den Leuten vom Inlandsgeheimdienst eine Operation durchgeführt. Er versuchte, sich Einzelheiten ins Gedächtnis zu holen: ein IRA-Mann, der Plan, ein Kaufhaus in die Luft zu jagen; der Verurteilte war später im Rahmen des Karfreitagsabkommens auf freien Fuß gekommen. Amelia Levene war damals Kells Vorgesetzte gewesen.

Ihr Verschwinden stellte zweifellos die größte Krise des MI6 seit dem Fiasko mit den Massenvernichtungswaffen dar. Führungsbeamte verschwanden nicht einfach so. Sie wurden nicht entführt, nicht ermordet, sie liefen nicht über. Und es fiel ihnen schon gar nicht ein, sechs Wochen vor der Übernahme des

Direktorpostens von der Bildfläche zu verschwinden. Wenn die Medien Wind davon bekamen, dass Amelia nicht mehr da war – allein schon, wenn die Nachricht in Vauxhall Cross die Runde machte –, wäre die Sprengkraft unkalkulierbar.

Zu Hause stellte Kell sich unter die Dusche, würgte die Reste eines Take-away-Essens vom Libanesen hinunter und pflegte seinen Kater mit zwei Codeintabletten und einem halben Liter lauwarmer Coke. Eine Stunde später stand er zweihundert Meter vor der Serpentine Gallery unter einem Ahornbaum, und Jimmy Marquand kam energischen Schrittes auf ihn zu. Seinem Gesicht nach zu urteilen, war ihm gerade die Pension gestrichen worden. Er kam direkt aus Vauxhall Cross, in Anzug und Krawatte, es fehlte nur die Aktentasche, die er bei offiziellen Anlässen stets bei sich trug. Er war ein schlanker Mann, ein Wochenendradler mit langen Beinen, rund ums Jahr sonnengebräunt. Kell sagte sich, dass er jedes Recht hatte abzulehnen, was Marquand ihm anbot. Auch wenn er das nie tun würde. Wenn Amelia abhandengekommen war, dann konnte nur er sie wiederfinden.

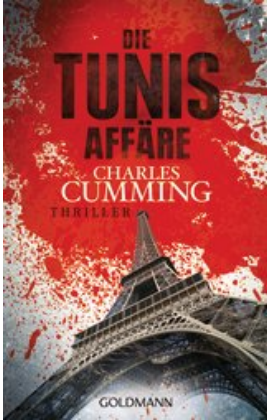
Sie gaben sich kurz die Hand und gingen weiter in Richtung Kensington Palace.

»Und, wie lebt es sich als Privatmann?«, fragte Marquand. Mit Humor tat er sich schwer, erst recht in Krisenzeiten. »Bewegt? Gesittet?«

Kell fragte sich, warum er sich überhaupt die Mühe machte. »Von allem etwas.«

»Liest du die vielen Romane aus dem neunzehnten Jahrhundert, die du dir vorgenommen hast?« Marquands Sätze klangen, als hätte sie ein Ghostwriter für ihn formuliert. »Arbeitest du im Garten? Schreibst du deine Memoiren?«

»Damit bin ich gerade fertig«, sagte Kell. »Du kommst nicht besonders gut weg.«



Charles Cumming

Die Tunis Affäre

Thriller

DEUTSCHE ERSTAUSGABE

Taschenbuch, Klappenbroschur, 384 Seiten, 12,5 x 18,7 cm
ISBN: 978-3-442-47830-9

Goldmann

Erscheinungstermin: März 2014

Sechs Tage, in denen das Schicksal Großbritanniens in der Hand eines Mannes liegt

Seit Tagen fehlt von Amelia Levene jede Spur. Ihr Verschwinden löst hinter den Kulissen des britischen Auslandsgeheimdienstes die größte Krise der jüngsten Vergangenheit aus. Denn in wenigen Wochen sollte Amelia ihre Stelle als erste weibliche Chefin des MI6 antreten. Für Thomas Kell jedoch wird der Fall zur Chance. Der wegen Fehlverhaltens entlassene Agent wird von seinen einstigen Vorgesetzten auf die Sache angesetzt. Seine Suche führt Kell von Paris nach Tunis, wo er einem Geheimnis aus Amelias Vergangenheit auf die Spur kommt, das Großbritanniens Sicherheit akut gefährdet und auch für ihn selbst zur tödlichen Bedrohung wird. Und nicht nur für ihn. Mit einer handvoll „freischaffender“ Experten versucht er, seine Gegner auszuschalten und Amelia vor einer Katastrophe zu bewahren ...

 [Der Titel im Katalog](#)